



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 41.

Freitag, 17. Februar

1928.

(4. Fortsetzung.)

Das Jorritpulver.

Von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Detectivroman aus dem Tagebuch des Dr. D. u. S.

Der Bahnbeamte setzte seine Mütze auf und reichte Brunner den Arm, dann schlugen sie zusammen den Weg ein nach dem einen knappen Kilometer entfernten Dorfe Herrnsheim. Obgleich sich Brunner so gut hielt, als möglich war, brauchten sie doch nahezu eine halbe Stunde, bis sie vor der Posthilfsstelle angelangt waren.

Der Posthalter, ein Mann in den fünfziger Jahren, saß, eine Pfeife rauchend, vor seiner Abendzeitung und war nicht wenig erstaunt, als der ihm bekannte Bahnbeamte mit einem fremden Soldaten, dessen Uniform völlig beschmutzt und teilweise zerrissen war, plötzlich in seine Stube trat.

„Guten Abend, Herr Hofmann“, redete ihn der erstere an, „entschuldigen Sie, wenn wir Sie hier so spät noch überfallen, aber die Sache ist äußerst dringend und wichtig, dienstlich wichtig.“

Der Posthalter hatte seine Pfeife aus dem Mund genommen und war unwillkürlich beim Eintritt der beiden aufgestanden.

„Was ist denn passiert?“ fragte er. „Setzen Sie sich, Bitte“, sagte er freundlich zu Brunner. „Was ist denn mit Ihnen los, Sie sehen ja bitterböse aus.“

„Der Herr ist“, ergriff der Bahnbeamte wieder das Wort, „Polizeikommissar aus Zürich und auf der Verfolgung eines Verbrechens, der mit dem Schnellzug, neun Uhr fünfzehn von Mannheim nach Frankfurt fährt. Unterwegs machte der Lump ein Attentat auf den Herrn und schmiß ihn einfach aus dem Zug.“

„Dunnetzt!“

„Ja, und wenn mein Köter — Sie kennen doch meinen Nero — ihn nicht ganz zufällig gefunden hätte, und ich selbst nicht gerade zur rechten Zeit gekommen wäre, hätte ihn der Schnellzug nach Straßburg glatt germalmt.“

„Verflucht noch einmal! Da haben Sie aber Glück gehabt. — Und — was soll ich nun in der Sache machen? — Die Sanitätser in Mannheim bestellen?“

„Nein“, lächelte Brunner, „das eilt nicht. Ich wollte Sie nur bitten, mir eine telephonische Verbindung mit der Frankfurter Bahnhofspolizei herzustellen, und zwar je schneller desto besser, damit uns der Vogel nicht entweicht. Hier.“ Er nestelte aus seiner rechten Schosstasche eine Briestafel. „Machen Sie dies, bitte, auf, ich kann den Arm nicht bewegen, in dem ersten Gefach oben — ja hier — ist mein Ausweis, der mich legitimiert.“

„Danke, es ist schon gut, und die Verbindung — nun, die wollen wir schnell haben. Einen Augenblick.“

Er trat zum Telephon und drehte die Kurbel. „Leitung frei?“ — „Fräulein, hier Hilfsstelle Herrnsheim, ich möchte gern ein dringendes SS-Gespräch mit der Polizei in Frankfurt.“

„Mit der Bahnhofspolizei im Hauptbahnhof“, rief Brunner dazwischen.

„Fräulein — mit der Polizei im Hauptbahnhof, aber, Bitte, dringend SS — Fräulein — wie lange wird das dauern? — Wie bitte? — So, gut — danke schön.“

Er hängte den Hörer ein und wandte sich an Brunner. „Die Verbindung wird gleich da sein.“

Er hatte sich noch kaum niedergelegt, als das Telephon schon klingelte. Sofort trat er wieder an den Apparat.

„Hier Hilfsstelle Herrnsheim. Ist Frankfurt da? — Frankfurt?“ Jawohl.“

Er reichte Brunner den Hörer hin, welchen dieser sofort mit der linken Hand ergriff, während der Bahnbeamte besorgt den Stuhl, auf welchem Brunner gesessen hatte, näher an das Telephon rückte.

„Wer ist dort?“ rief Brunner in den Apparat.

„Hier Polizeiwache — Hauptbahnhof — Frankfurt am Main“, lautete die Antwort.

„Hier ist Dr. Brunner, Kommissar der Züricher Kriminalpolizei. Ich wollte Sie um die Festnahme eines Verbrechens ersuchen, der mit dem Schnellzug von Mannheim dort ankommt.“

„Einen Moment, ich rufe Ihnen den Herrn Wachmeister.“

Brunner wartete ungeduldig eine halbe Minute, die ihm eine halbe Ewigkeit dünkte. Endlich meldete sich Frankfurt wieder.

„Hier Polizeiwachmeister Muschal“, tönte es gewichtig, im schärfsten norddeutschen Dialekt.

„Hier ist Herrnsheim bei Mannheim — Doktor Brunner, Polizeikommissar aus Zürich.“

„Wer ist dort?“ —

„Hier — ist — Doktor — Brunner — Kommissar — der — Kriminalpolizei — in Zürich — Schweiz. — Verstehen Sie mich?“

„Jawohl, Sie wünschen, bitte?“

„Ich wollte Sie um die Festnahme eines Verbrechens ersuchen, der mit dem Schnellzug von Mannheim kommt, der fahrplanmäßig um zehn Uhr dreißig in Frankfurt ist. Verstehen Sie?“

„Jawohl. Was hat denn der Kerl ausgefressen?“

„Oh, der hat eine ganze Menge auf dem Korbholz. Seine letzte Heldentat ist, daß er mich, in dem er seinen Verfolger erkannt hat, aus dem fahrenden Zug gestürzt hat.“

„Donnerwetter! Und ist Ihnen gar nichts passiert?“

„Doch, ich bin aber noch gut dabei weggekommen und zufällig von einem Bahnwärter aufgefunden worden. Dieser Herr, ebenso wie der Herr Posthalter von Herrnsheim, wo ich eben telephoniere, können Ihnen nachher meine Identität bescheinigen. Verstehen Sie mich denn?“

„Jawohl, ich verstehe. Der Kerl ist mit dem Zug, aus welchem er Sie gestürzt hat, weitergefahren, und Sie wollen jetzt, daß wir ihn hier beim Aussteigen festnehmen?“

„Ja, darum wollte ich Sie bitten. Läßt sich das machen?“

„Gewiß, das ist 'ne Kleinigkeit. Nur bitte ich jetzt um möglichst genaue Beschreibung des Täters und um alle, auch die kleinsten Anhaltspunkte, die Sie mir geben können. Einen Augenblick bitte, notiere. — Also — ich bin so weit.“

„Der Mann sitzt in einem Coupé zweiter Klasse des Schnellzuges Basel ab fünf Uhr — Frankfurt an zehn“

Der fünfunddreißig — im direkten Wagen erster Klasse Berlin-Hamburg. Haben Sie das?

„Einen Moment. So, bitte, weiter.“

„Er ist ungefähr einen Meter fünfundsechzig groß, schlank, trägt einen ziemlich starken, blonden Schnurrbart, nicht englisch gestutzt, und hat kurze Bartkoteletten.“

„Ist der Bart echt?“

„Ja, der ist echt.“

„Das Haar blond und glatt gescheitelt. Kleidung — dunkel, unauffälligen, gutstehenden Sackanzug, schwarze Stiefel, mit grauen Gamaschen, brauner Ulsterpaletot und grauer sogenannter Velourhut. Haben Sie das?“

„Einen Augenblick. — Hat er Gepäck?“

„Nur eine runde, dunkle, rindlederne Handtasche von mittlerer Größe. Er nennt sich Herming — Doktor Gaston Herming — und ist Deutscher; hat aber sicher auch Papiere auf den Namen Pierre Valentin, Armand de Ternay oder Doktor Franz Fischer bei sich.“

„Wie alt ist er?“

„Ungefähr dreißig bis fünfunddreißig Jahre. — Wünschen Sie sonst noch eine Auskunft?“

„Nein, das genügt. Also, wenn der Kerl um halb elf Uhr ankommt, kann er sich auf einen warmen Empfang gefaßt machen.“

„Der Zug hat mindestens eine halbe Stunde Verspätung. Und gehen Sie ja recht vorsichtig zu Werke. Der Bursche ist ebenso mißtrauisch wie intelligent, nehmen Sie sich ja in acht.“

„Keine Bange, wir haben schon schwerere Sachen gemacht. Wir sind hier nicht in der Provinz.“

„Ich fahre morgen früh nach Frankfurt und hoffe, daß Sie den Kerl festgehalten haben. — Einstweilen besten Dank.“

„Bitte sehr.“

„Schluß. Guten Abend.“

Kaum hatte Brunner den Hörer wieder angehängt, als ihn seine Energie, die er — koste es, was es wolle — wenn auch unter den größten Anstrengungen bisher aufrechtgehalten hatte, verließ. Mit einem „Gott sei Dank, daß dies erledigt“ klappte er ohnmächtig auf seinem Stuhl zusammen.

Während der Posthalter sich um ihn bemühte und der Bahnbeamte nach dem Arzt lief, nahm sich die Frankfurter Polizei des Falles an.

Der Wachtmeister nahm seine Aufzeichnungen zur Hand und versammelte seine Leute um sich.

„Wer ist denn alles da?“ fragte er. „Neumann, Sie bleiben hier im Bureau, Kalkschmidt löst Hildebrand im Wartesaal erster Klasse ab. Wo ist denn Jodel?“

„Auf Posten an der Sperre für die Abendschnellzüge.“

„Gut, er soll den Münchener Schnellzug noch abwarten und sich dann bei mir auf dem Bahnsteig fünf melden. — Werner ist wohl am Handgepäck wegen der Taschendiebe?“

„Nein, das ist Bender. Werner ist im Vestibül, um die Frauenzimmer abzufassen, die es auf die Reisenden abgesehen haben.“

„Das ist nicht so wichtig, Werner brauche ich nötiger hier, er soll sofort hereinkommen. Sie, Neumann, melden den Fall telephonisch dem Polizeipräsidium, ich selbst gehe mit an den Zug.“

Wenige Minuten später waren sämtliche Vorkehrungen so getroffen, daß Herming, dessen Signalement ja genau bekannt war, unbedingt in die Hände der Polizei fallen mußte.

Dieser hatte natürlich keine Ahnung, daß sich die Frankfurter Polizei schon so eingehend mit seiner Person befaßt hatte.

Nachdem der Schnellzug kurz vor halb zehn Uhr Mannheim verlassen hatte und Herming allein in seinem Abteil geblieben war, hatte er sich wieder in seine Ecke gelegt und vor sich hin gedösel.

Zehn Minuten später verlangsamte der Zug sein Tempo und hielt bald darauf auf offener Strecke.

Der mißtrauische Herming trat sofort ans Fenster, um den Grund dieser für einen Schnellzug sonderbaren

Stagnation festzustellen, als der Zug wieder weiterfuhr, wenn auch mit bedeutend verminderter Geschwindigkeit.

In Lampertheim und Biblis gab es wieder einen kurzen, nicht fahrplanmäßigen Aufenthalt.

Mit einem Blick auf seine Uhr kieß Herming einen leisen Fluch aus. Der Zug hatte schon über zwanzig Minuten Verspätung. In Gobbelsau-Erfelden blieb der Schnellzug ungefähr hundert Meter vor dem Stationsgebäude stehen.

Herming trat zum Schaffner, der an der geöffneten Tür seines Wagens stand, und fragte nach dem Grund dieser unverständlichen Bummellei.

„Nehmen Sie nur Platz“, sagte der Schaffner, „es geht gleich weiter. An den Stellwerken war Verschiedenes nicht in Ordnung, aber der Schaden ist anscheinend nun behoben, und jetzt fahren wir durch.“

Herming trat in sein Abteil zurück, als der Zug wieder anfuhr und bald mit gesteigerter Geschwindigkeit seinem Ziel zustrebte.

An Dornberg-Großgerau flog der Zug vorüber, bald darauf wurde Mörsfelden passiert.

Ein Blick in den Fahrplan belehrte Herming, daß die Strecke nach Frankfurt nur noch knapp siebzehn Kilometer betrug.

Mit einem kurzen „Run ist's Zeit“ nahm er seine Handtasche aus dem Gepäck und, nachdem er die Vorhänge zugezogen hatte, machte er sich daran, den Inhalt seiner Handtasche in Brunners Handtasche zu entleeren. Dann zog er die grauen Gamaschen aus und legte sie in seine eigene Handtasche. (Fortsetzung folgt.)

Tulpen im Winter.

Wintertulpen, rot und glühend,
Im durchwärmten Zimmer blühend,
Öffnen zaghaft ihre leuchten
Kelche bei der Lampe Leuchten.

Doch kein Falter fluchtet selig
In den Kelch, der sich enthüllt,
Und so wellen sie allmählich,
Müde, traurig, unerfüllt!

Lotte Tiedemann.

Der Herr Kollege.

Eine Karnevalsstizze von W. Berger.

Das Maskenkostüm, das ich mir gewählt hatte, war keineswegs originell, es war aber bequem und praktisch. So ein reisender Handwerksbursche, der in zerrissenen Hosen, verfranztem Rock und einem Kneifen auf dem Rücken, durch den festlich dekorierten Saal schlumpelt, ist für jeden eine sympathische Figur. Bequem, wie im Hausrock, da der steife Kragen durch ein lose gebundenes Tuch ersetzt ist, und praktisch, weil man sich von Tisch zu Tisch zu durchschlängeln kann, hier ein Gläschen Wein wegstippt und dort, wenn man es richtig versteht, eine kleine Anfuße, in Form eines Fünfpennigstückes, in Empfang nehmen darf.

Ich war in dem riesigen Theatersaal, in dem der Maskenball stattfand, so ziemlich auf meine Kosten gekommen, als ich einen Kollegen entdeckte, der eigentlich viel echter aussah als ich. Es dauerte nicht lange, so hatten wir eine G. m. b. H. gegründet und zogen in friedlicher Eintracht von Tisch zu Tisch.

Man kann natürlich nicht seiner Kundschaft lästig werden, so beschloßen wir denn, uns von dem Geschäft zurückziehen und uns eine kleine Niederlassung zu suchen. Ein Tischchen in der Nähe der Musikkapelle nahm uns beide Stromer auf. Mit einer Handbewegung, die einem Millionär alle Ehre gemacht hätte, bestellte ich eine Flasche Wein. Mein Kollege neben mir half mit die Flasche auszu-trinken. Dann bestellte er den Wein. Wir haben in bester Stimmung gezacht, gelacht, geraucht und getanzt. Die modernen Tänze schienen aber meinem Kollegen nicht zu liegen, na, was versteht auch ein Handwerksbursche von einem Stepp for two.

Ich hatte eben die fünfte Flasche kommen lassen, als mein Freund und Kollege plötzlich erkreut in die Höhe fuhr und zu einem jungen Mädchen eilte, das er in der Mitte des Tanzparketts entdeckt hatte. Ich sah, wie die beiden eifrig miteinander redeten, dann war mein freundlicher Kollege verschwunden.

Er war futsch, wie weggeblasen. Er kam auch nicht

hastens für mich stehen, aber, das verstehe ich, das ich
Geld genug bei mir hatte, nahm mir aber vor, künstlich
keinen Mocio in meinen Betrieb aufzunehmen. Ich habe
daraufhin den Kollegen durch eine Zigeunerin erlebt, die
ich nicht so leicht loswurde und die scheinbar seit drei Tagen
nichts gegessen und getrunken hatte.

Es war ein recht vergnüglicher Maskenball für mich
gewesen, nur ein bißchen teuer — ein bißchen recht teuer.
Karneval war lange vorüber. Die Maisonne brannte.
Es grünte und blühte allenthalben.

Als ich die breite Ringstraße entlang schlenderte, be-
merkte ich plötzlich eine Gestalt unter dem Blütendom der
Kastanien. Es war ein Stromer, ein fahrender Bagabund.
Doch dieser Rechtbruder, der da vor mir herwalzte, war kein
anderer, als mein Kollege — mein Maskenballkollege.

Mit ein paar raschen Schritten war ich an seiner Seite.
Ich sah ihn an seinem gekrummten Rodärmel und sagte:
„Guten Tag, Herr Kollege! Na, Sie haben ja Ihr Masken-
kostüm noch im Mai an!“

Der Stromer erkannte mich sofort wieder. Er lachte ein
breites Raublächeln: „Ich habe seit einem halben Jahr
kein anderes Kostüm auf dem Leibe gehabt als dieses.
Dies ist meine Sonntags-, Werktags-, Feiertags- und
Maskenballluft. Sie wollen wohl bei mir die vorauslagie
Besche kassieren. Dreiundfünfzig Pfennig habe ich bei-
sammen, wenn Ihnen damit gedient ist, so will ich.“

„Näht mir nicht ein“, unterbrach ich ihn. „Doch sagen
Sie mir, wie kamen Sie denn auf den bewußten Masken-
betrieb?“

„Ich kam nicht, ich war schon da. Ich hatte mich, da es
mich iror, so bei Dunkelwerden in das Theater geschlichen
und habe in einer dunklen Ecke geyennt. Als die Lichter
aufkamen und die ersten Musiker kamen, bin ich in eine
der Ranglogen geschlichen und habe gewartet, bis der
Kummel da unten losging. Als genügend Masken an-
gewend waren, habe ich mich darunter gemischt. Das andere
wissen Sie ja.“

„Nicht alles, wer war das junge Mädchen, mit dem Sie
verdufteten?“

„War ein Bluff, ein einfacher Bluff, um mich zu drücken.
Das Mädchen kannte mich ebenso wenig, wie ich sie.“

„Sie haben sich doch mit ihr lebhaft unterhalten?“

„Das war keine Unterhaltung, es war ein Gefecht, denn
das Mädchen wollte mit mir nichts zu tun haben. Zum Schluß
gab sie mir einen Tritt, einen Tritt, wie man ihn einem
richtigen Bagabunden gibt.“

„Der Maskenball hat also bei Ihnen tragisch geendet“,
sagte ich. „Als ich Sie aus dem Gewühl aufsuchte, habe ich
mir auch selbst gesagt, der Kollege sieht viel eher aus als
du. Da habe ich zum erstenmal in meinem Leben eine
feine Nase gehabt.“

Pfannkuchengehichten.

Von E. A. Stein.

Wie es kommt, daß das herkömmliche Gebäck der Fast-
nachtszeit die Pfannkuchen sind? Nun, die französische Be-
zeichnung für den letzten Fastnachtstag gibt hinlänglichen
Aufschluß. „Mardi gras“, d. i. „fetter Dienstag“, deutet
an, daß man vor Beginn der Fastenzeit sich noch einmal an
fetten Bissen gütlich tun wollte, und dazu gehörten seit alters-
her auch die in Fett gebratenen Pfannkuchen.

„Er schwimmt förmlich im Fett“ — wer sollte vermuten,
daß diese Redensart ursprünglich auf die Pfannkuchen ge-
münzt gewesen ist und von ihnen ihren Ausgang genommen
hat? Aber noch etwas anderes. Gute Pfannkuchen sind
bekanntlich auch gefüllt, und zwar mit ganz lederen Sachen
— man muß also zugeben, daß die Welt es verstanden hat,
in den Pfannkuchen ein der Bedeutung der Fastnacht recht
entsprechendes Gebäck herzustellen. Freilich, heute gibt es
kostbarere Kuchen, früher aber stellte der Pfannkuchen das
teuerste und edelste Gebäck der Küche dar — wobei un-
bedingtes Erfordernis war, daß es im Hause selbst hergestellt
und nicht bei einem Bäcker in Auftrag gegeben wurde.
Denn die Bäcker fanden im Mittelalter im Ruße, mit den
Zutaten nicht gerade verschwenderisch zu sein.

Doch um auf die Gehichten zu kommen — die magersten
Pfannkuchen, die je in einer Backstube hergestellt worden
sind, sind sicherlich die des Jahres 1848 gewesen, wie sie in
Breslau hergestellt wurden. Sie führten den Namen
„Verfassungskuchen“ und waren zur Feier der neuen preu-
ßischen Verfassung gedacht, die das magere Ergebnis sehr
fetter Versprechungen war. Die Berliner Bäcker hörten von
diesen „Verfassungskuchen“ und fragten die Breslauer an,
was das für Kuchen wären; sie wollten auch welche backen.
Darauf antworteten die Breslauer kurz und bündig: „Es ist
nichts dein.“

entbehr, weshalbs insofern, als sie sich in den Kreisen der
Berliner Hofgesellschaft abspielte. Unter dem Könige
Friedrich Wilhelm III. wurde einst am Fastnachtdienstag in
einer Hofgesellschaft eine riesige Schüssel mit Pfannkuchen
aufgetragen, dazu ein ebenso riesiger Kübel dampfenden
Punsch. Hocherfreut griffen die Anwesenden zu, tranken
auf das Wohl des Königs und bissen herabhaft in die Pfann-
kuchen hinein. Dann aber verzogen sie die Gesichter und
würgten und schluckten und legten endlich die Reste der
Pfannkuchen beiseite. Schließlich stand der König auf und
fragte: „Über meine Herrschaften, warum essen Sie denn
keine Pfannkuchen?“ Alles schwieg verlegen. Da nahm der
König einen Pfannkuchen in die Hand, brach ihn aus-
einander, und siehe da, es quoll weiße Watte hervor, die
die Füllung bildete. Der Koch hatte sich im Einvernehmen
mit dem König einen kleinen Scherz erlaubt. Ubrigens hat
der preussische König da nur einen Scherz wiederholt, den
sich der Herzog Karl Eugen von Württemberg einmal
gegenüber den Königen seiner Karlschule, die bekanntlich
auch Schiller besuchte, geleistet hatte.

Auch auf der Bühne haben die Pfannkuchen eine Rolle
gespielt, und zwar in Wien. Der Komiker Restroy hatte
vor mehr als einem halben Jahrhundert einmal eine Fast-
nachtsposse geschrieben, bei der unendliche Mengen von
Pfannkuchen auf der Bühne zu verzehren waren. Er spielte
selbst die Hauptperson und amüsierte die Wiener tödlich da-
mit, daß er im Laufe der Vorstellung mit völliger Kon-
chalance an hundert Pfannkuchen verzehrte. Das Stück
hatte einen Bombenerfolg. Ein heftiger Streit erhob sich
nun darum, wie es möglich war, daß ein Mensch im Laufe
eines Abends eine so ungeheure Menge Pfannkuchen ver-
zehrte. Ganz Wien war in Aufregung. Das Geheimnis
wurde nicht gelüftet, doch ist wahrscheinlich, daß die
Pfannkuchen nach einer besonderen Methode hohl gebacken
worden waren, so daß selbst hundert Stück an einem Abend
keine übergroße Belastung darstellten.

Sehr leistungsfähig in bezug auf Pfannkuchen war auch
der ehemals beliebte Direktor des Königsstädtischen Theaters
in Berlin, Clerf. Das Unglück wollte es, daß sich in seinem
Theater eine Konditorei befand, an der er als großer
Freund von Süßigkeiten so leicht nicht vorüberging. Einst
sah er mit dem ehemals gleichfalls beliebten Komiker Fritz
Bedmann in der Konditorei und verzehrte einen großen
Pfannkuchen nach dem anderen. Als er endlich aufstand,
hatte er für acht große Pfannkuchen 16 Groschen zu be-
zahlen. Auf dem Heimweg aber sah er an einer Straßen-
ecke eine Frau, die ein Kohlenfeuer angezündet hatte, darauf
Pfannkuchen buk und sie, warm wie sie waren, verkaufte.
Da litt es ihn nicht. Er drängte sich durch die Umstehenden
durch und erlang zwei heiße Pfannkuchen, die er sogleich
verzehrte. Als er dann mit Bedmann weiterging, äußerte
er ganz tiefinnig: „Merkwürdig, von den zwei kleinen
Pfannkuchen bin ich fatter geworden als vorhin von den
acht großen. Da sieht man wieder einmal: man sollte
Pfannkuchen immer nur frisch von der Pfanne essen.“

Eine tragikomische Episode weiß ein heute bedeutender
Mann aus seiner Jugendzeit zu erzählen. Er lebte in seiner
Jugend in recht dürftigen Verhältnissen und hatte oft nicht
das Sattessen. An einem Fastnachtstag nun beschloß er, sich
für das letzte Zehnpfennigstück, das noch in seinem Besitz
war, Pfannkuchen zu kaufen. Da er sich aber genierte, sie
selber zu holen, beauftragte er einen Knaben, in einen
Bäckerladen zu treten und zwei Pfannkuchen zu erstehen.
Sänen davon sollte er zum Lohn erhalten. Der Junge ging
auch und kehrte bald mit einem halben Pfannkuchen im
Mund zurück. In der Hand hielt er ein Zehnpfennigstück.
„Der Bäcker hatte nur noch einen“, so erklärte er dem ent-
geisterten jungen Mann seelenruhig, indem er die zweite
Hälfte des Pfannkuchens in den Mund schob.

Scherz und Spott

„Sein bester Kritiker. „Leien Sie Ihre Wike Ihrer
Frau vor?“ wird ein Wihblattredakteur gefragt. — „Ja-
wohl“, erwidert er, „und wenn sie nicht lacht, dann weiß
ich, daß sie gut sind.“

Schredliche Entdeckung. Der Angeklagte wird gefragt,
warum er den Kläger geprügelt hat. „Er hat mich ein
Rhinoseros genannt“, erwidert er. — „Rhinoseros?“ fragt
der Richter, „wann war denn das?“ — „Gerade vor drei
Jahren.“ — „Vor drei Jahren? Warum haben Sie denn
dann bis jetzt gewartet?“ — „Ja, Herr Richter, ich hatte
eben noch kein Rhinoseros gesehen, bis zu dem Morgen, an
dem ich ihn verprügelte.“

* Richard Stowronnel: „Heimat, Heimat!“ (Verlag Allstein, Berlin). Von neuem ist Richard Stowronnel auf den Böden zurückgekehrt, mit dem seine naturhafte Erzählergabe am innigsten vertraut ist, und dessen Schilderung seinen Romanen eine so starke Volksnähe verleiht, eine Leserschaft von vielen Hunderttausenden verschafft, in seine ostpreussische Heimat. Aus dem dramatischen Kampf zweier feindlicher Brüder entwickelt sich dieser Schicksalsroman deutscher Erde. Mit wahrer Liebe zeichnet Stowronnel die politischen und wirtschaftlichen Nöte der Grenzbevölkerung. Zwei Frauen — eine Polin und eine Deutsche — kämpfen mit Erbitterung um einen Mann. Nach manchem tragischen Geschehnis wird schließlich der Himmel wieder hell und das Buch schließt mit einer glücklichen Vermählung.

* Albert Trentini: „Der große Frühling“. Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Verlag Georg D. W. Callwey, München.) Dieser Roman, in Form einer vierjährigen „Appassionata“, gibt, streng in den Ring eines Jahres eingeschlossen und dem Rhythmus der Jahreszeiten folgend, das Drama einer jugendlichen Liebe, den Ausbruch der Leidenschaft im südlichen Campagnafrühling, ihre Steigerung zu sommerlicher Glut und herbstlicher Reife und ihren Tod im Eise des nordischen Bergwinters. Nicht um, daß Natur mit mächtiger Resonanz die Bewegungen enttaunter Menschenherzen begleitet! Stimmung, Erde, Himmel und Menschen sind eines, brechen elementar aus einem Zentrum aus. Der Konflikt zwischen Ich und Welt, Idee und Wirklichkeit bildet den eigentlichen Kern des in einer sinnlich blühenden Sprache und farbigen plastischen Darstellung bedeutsamen Wertes.

* Rudolf Hans Hammer: „Das gewandelte Ich“ 1. Band der Novellenreihe „Der Spiegel“. (Verlag Otto Neugebauer, Wien XVI.) Rudolf Hans Hammer, ein Meister unter den jungen Novellisten Österreichs, gestaltet in diesem Buch das Erlebnis eines russischen Knechts, der auf der Landstraße Geld findet und, dadurch innerlich gewandelt, auf einen Weg gedrängt wird, den die Tragik eines sinnlosen Mordes erschütternd beschließt.

* „Kaufmanns Abenteuer“ Von Hans Ostwald. (Sieben Stäbe-Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H. Berlin-Zehlendorf). Eine überraschende Fülle von unmittelbaren und spannenden Erlebnissen bringt dieses Buch. Es zeigt die große Wirksamkeit des wagemutigen Kaufmanns, der Länder und Völker verknüpft und von dessen Glanz ein Strahl auf alle fällt, die sich zum Kaufmannsberuf zählen. Ostwald schildert den deutschen Kaufmann vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit als aufrechten Mann, der Gefahren besteht, im wichtigen Augenblick die Lage überblickt und beherrscht und seine Fähigkeiten nicht und verschwendet in Kaufmannsabenteuern. Kaufmanns Sorgen und Kaufmannstrümpfen. Der besondere Wert des Buches liegt in den persönlichen zeitgenössischen Schilderungen, die durch zeitgenössische Bilder auf das lebhafteste veranschaulicht werden.

* In Reclams Universalbibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien Albert S. Kausch: „Patroklos“, Novelle. U.-B. Nr. 6814. Die Deutung Kauschs erkennt in der Bindung der Freunde Achilleus und Patroklos ein noch tieferes Gesetz als das einer lebensbestimmenden und lebenserfüllenden Liebe. Es erkennt die Bindung des Talentbesitzer an das Genie. Solange dieses Talent (Patroklos) in dem Bannkreis der übergeordneten, göttlichen Wesenheit (Achilleus) ruht, lebt es. Es zerfällt, vergeht in dem Augenblick, wo es sich sein eigenes Gesetz retten will, wo es sich löst aus dem höheren, schicksalhaften Ring. Das ist die tiefe Bedeutung von „Patroklos“ Tod. — Oscar Wilde: „Das Gespenst von Canterville“. Eine hypo-idealistische Romanze. Aus dem Englischen von Ernst Sander. U.-B. Nr. 6817. Eine amüsante Gespenstergeschichte, und zwar eine ganz besonderer Art, denn diesmal erzittern die Menschen nicht vor dem Gespenst, sondern, so unglaublich es klingen mag, das Gespenst fürchtet aus Angst vor den modernen Amerikanern, durch die es seines Daseinszweckes beraubt wird. — Robert Walter: „Thespis und das Meer schweigen“. Roman eines wunderlichen Tages. U.-B. Nr. 6819–20. Ein bunter und erheiternder Roman, der in die vielgestaltige Welt des Theaters führt. Aus der Sucht und dem Verlangen nach Ruhm kommen und wachsen die Ereignisse, die sich von Mitternacht durch einen einzigen Tag verwirren und lieblich lösen. Eine stille und frohe Geschichte, plaudernd hinerzählt,

den besonderen Wert in der warmherzigen, lauten Menschlichkeit liegt, mit der alle Begebenheiten durchströmt und umkleidet sind.

* Elam O'Shaherty: „Die Nacht nach dem Verrat“. Aus dem Englischen übertragen von S. Hauser. (Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin W. 50). Der Aufbruch einer Nacht wird hier von einem Landsmann Shaws und Chestertons mit dichterischer Eindringlichkeit geschildert. Wie ein armer Teufel aus menschlicher Unzulänglichkeit zum Verräter, zum Spitzel und damit zum Mörder eines Menschen wird, wie der empfangene Judaslohn ihm Qual und Verhängnis bringt, wie dann in dieser einen Nacht der Flucht sich sein Schicksal erfüllt, das ist mit einer Unmittelbarkeit, einer psychologischen Vertiefung erzählt, die in die Sphäre höchster Kunst empormweist.

* Miguel de Cervantes Saavedra: „Schelemen und Liebesgeschichte“. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Omlag. Mit dem Bilde und dem Namenszuge des Dichters. (Verlag von Albert Langen in München). In der unter dem Namen „Die schönsten Erzählungen“ populär gewordenen Bücherreihe des Verlages Albert Langen erscheint soeben ein Cervantesband. Er enthält drei der schönsten „exemplarischen“ Novellen des großen Dichters, und das Zwiegespräch zwischen Elvion und Berganza. Die großen Herren und Verhältnisse sind ihm nicht weniger vertraut als die kleinen Leute: Hirten, Fischer, Maultiertreiber, Spitzhüben und Zigeuner, Paläste, Bürgerhäuser, Spitäler, Kneipen und Spielunten, Biedermänner und Windbeutel, noble Frauenseelen und gerissene Weibsbilder, bestechliche Diener der Gerechtigkeit und verdrehte Gelehrte, das Meer und die Sierra, trumme Stadtgassen und öde Landstraßen bei Tag und Nacht.

* Pittarilli: „Kofain“. Roman. Berechtigte Uebersetzung von M. Gagliardi. (Eben-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 62). Pittarilli ist ein würdiger Landsmann Boccaccios, allerdings einer, der durch mondäne Schule Pariser Autoren und des Pariser Lebens gegangen ist. In „Kofain“ gestaltet er mit unerhörter Plastik das Leben des Journalisten Tito Arnaud, der, da ihm die Wirklichkeit nicht mehr genügt, im weißen Gift des Kauschstoffes ein gesellertes Dasein sucht. Zwischen zwei Liebesabenteuern mit einer geheimnisvollen Armenierin und der Tänzerin Maud schwingt die Kurve seiner abenteuerlichen Existenz, die in einer tragischen Apotheose von betörender Ironie endet.

* Charles A. Lindbergh: „Wir drei“. Im Flugzeug über den Atlantik. (F. A. Brockhaus, Leipzig). Einfach, unbekümmert, manchmal beinahe jugendlich, aber immer bescheiden und sehr sympathisch erzählt Lindbergh lustig und ernst, wie er da oben in den Wüsten schwebt, wie ideal die Freundschaft zwischen den Piloten ist, da es für sie keine Entfernungen gibt, und daß dieser letzte Umstand doch für den Umgang zwischen den Menschen recht wichtig sei. In dieser gewinnenden Art erzählt „Lindbergh“ sein ganzes Leben, was er als „Jahrmarkt“-Flieger gemacht hat — das ist ein Schauspieler, der von Ort zu Ort fährt, um den sportbegeisterten Einwohnern meist für \$ 5.— Gelegenheit zu einem lustigen Spaziergang zu geben — und wie abwechslungsreich und voller Willkür sich sein Leben als Heeresflieger gestaltete. Hier schildert und wird geschildert ein ganz neuer, sachlicher, unpathetischer Menschentyp, der weiß, was er will und stets ein Ziel vor Augen hat. Dann berichtet er über seinen Ozeanflug. Es ist eine Freude, wie bescheiden. Wer gern zwischen den Zeilen liest, vermeint manchmal ein schelmisches Augenwinkeln „Lindbergh“ zu sehen, das etwa besagt: mach doch bitte kein Aufhebens. Viel wichtiger als meine Tat ist ja der ideale Aufschwung, den die Bemühungen Zeit und Raum zu überwinden durch sie gewonnen haben.

* „Ein jüdisches Konversationslexikon“ in der Art des großen oder kleinen „Meyer“ und „Brockhaus“ gab es bisher in der deutschen Sprache nicht. Vor 25 Jahren erschien in englischer Sprache die 12bändige „Jewish Encyclopedia“ und vor dem Kriege ein dieser ähnliches Werk in Russland. Nach achtjähriger vorbereitender Arbeit gelangt jetzt (im Jüdischen Verlag, Berlin) die erste jüdische Enzyklopädie in deutscher Sprache zur Ausgabe. Sie besteht aus vier starken Bänden in Lexikonformat und wird von Dr. Georg Herliß und Dr. Bruno Kirschner (Berlin) bei Mitarbeit von mehr als 230 der hervorragendsten jüdischen Gelehrten und Schriftsteller in den meisten Ländern der Welt und unter der Fachredaktion von Prof. Dr. Ismar Elbogen, Dr. Josef Meisel, Dr. Aron Sandler, Dr. Max Solowetschik, Dr. Felix A. Teitshaber, Dr. Robert Weiss, Rabb. Dr. Max Wiener herausgegeben. Der erste Band, die Buchstaben A–C umfassend, ist soeben erschienen, die übrigen drei Bände gelangen bis Ende 1923 zur Ausgabe.